

(1618) über den Veltliner Mord (1620) zum Eingreifen spanisch-habsburgischer Truppen (1621), die sich bis zum Friedensschluß 1641 mit französischen Besatzern abwechselten. Ähnlich wie im deutschen Reich kam es zu einer «Entspannung durch Erschöpfung».

Robert Barth, Zürich

Markus Schär

Seelennöte der Untertanen

Selbstmord, Melancholie und Religion im Alten Zürich, 1500–1800, Zürich, Chronos, 1985, 378 S., 10 Abb.

Der Verfasser zeichnet aufgrund von zeitgenössischen Traktaten, Predigten und Erbauungsbüchern, speziell aber gestützt auf die Auswertung sämtlicher erreichbarer Berichte über Fälle von Selbstmord (511) und Schwermut aus den Jahren 1500–1800 im Alten Zürich, ein anschauliches und eindrückliches Bild von der Lebenslage der Opfer sowie von ihrer Umwelt. Diese Berichte bieten Einblicke in das Alltagsleben der kleinen Leute wie selten andere Quellen. Die vorliegende Arbeit beschreitet damit Neuland, da sich bisher keine sozialgeschichtliche Untersuchung mit Selbstmord und Geisteskrankheiten in der Schweiz vor 1800 befaßt hat. Für den Psychiater besonders interessant ist die Gleichartigkeit des Erscheinungsbildes der Depression über die Jahrhunderte hinweg bis zur Gegenwart, wie das aus der prägnanten Darstellung der einzelnen Schicksale hervorgeht. Soweit liest man das Buch mit Gewinn.

Nun vertritt aber der Historiker Markus Schär die These, daß die Suizide und die Fälle von Schwermut seit der Reformation bis zum Untergang der Alten Eidgenossenschaft zugenommen hätten, und daß diese Zunahme weitgehend mit dem soziokulturellen Wandel im Alten Zürich, den die reformierte Kirche auslöste und durchsetzte, erklärt werden könne. Leider bleibt uns der Verfasser bereits den Beweis für eine effektive Zunahme der Selbstmorde schuldig. Obwohl die von ihm ermittelten Fälle einen eindrücklichen Anstieg von 7 im 16. Jahrhundert bis auf etwa 40 pro Jahrzehnt im 18. Jahrhundert dokumentieren, so sagen diese Zahlen letztlich nichts aus, wenn Angaben über die Bevölkerungsentwicklung im gleichen Zeitraum fehlen. Entsprechende Zahlen sind nun auch nicht annäherungsweise für die betreffende Zeit und Region erhältlich, die korrekte statistische Angabe (Anzahl Suizide pro Jahr bezogen auf 100 000 Personen des gleichen Geschlechts) damit unmöglich und die behauptete Zunahme der Selbstmorde absolut nicht belegt.

Der Verfasser ist sich dieser Schwäche seiner Argumentation durchaus bewußt, und er räumt auch ein, daß die steigenden Zahlen das Aufkommen des Interesses für den Suizid (und des Wahrnehmens der Melancholie als eigenständiges Krankheitsbild) einerseits und den Ausbau der staatlichen Verwaltung mit sorgfältigerer Registrierung andererseits widerspiegeln könnten. Dennoch

behauptet er, anhand von Stellungnahmen der Zeitgenossen lasse sich zeigen, daß eine Zunahme der Selbstmorde im 17. und 18. Jahrhundert angenommen werden müsse. Nur so kann er ja den zweiten Teil seiner These weiterverfolgen, daß sich nämlich «an den Fällen der Unglücklichen, die im Alten Zürich in Schwermut versinken oder sich mit eigener Hand umbringen», veranschaulichen lasse, «wie die säkularen Prozesse, die durch die Reformation ausgelöst werden – die Einsetzung einer höchsten, allmächtigen Autorität, die Stärkung des Gewissens, die Zähmung der Gefühle oder die Abwertung übernatürlicher Erklärungen –, das Denken und Fühlen der betroffenen Bevölkerung prägen».

Aber auch dieser Teil seiner These hält einer kritischen Interpretation aus psychiatrischer Sicht nicht stand: Die geschilderten Krankheitsgeschichten entsprechen mutatis mutandis durchaus denjenigen heutiger Depressiver, die in einer Zeit erkranken, in der das Leben sicher nicht mehr durch «Orthodoxie» (im Sinne von Schär gekennzeichnet durch Unsicherheit des Heils wegen der Praedestinationslehre, erhöhte Kontrolle durch kirchliche und staatliche Autoritäten, Betonung der Verantwortung vor dem eigenen Gewissen mit Wegfall der Wiedergutmachung durch gute Werke etc.) geprägt ist. Ganz abgesehen davon, daß der Verfasser selber einräumt, daß sich der nichtanimistisch-«monotheistische» Glaube Zwinglis erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts bei den Geistlichen durchgesetzt habe, sind auch in unserer heutigen Kultur Angst und Schuldgefühle Kardinalsymptome einer schweren Depression, oft begleitet von Schuld- und Verarmungswahn, und zwar in protestantischen wie in katholischen Gebieten. Übrigens läßt sich die oft gehörte Behauptung, Suizide seien in «protestantischen» Ländern durchwegs häufiger als in «katholischen», nicht aufrechterhalten. So liegt die Selbstmordziffer von Österreich und Ungarn deutlich über derjenigen «protestantischer» Länder. Überhaupt konnte ein selbstmordhemmender Einfluß der Konfessionszugehörigkeit in umfassenden Studien nicht mehr nachgewiesen werden. Nicht so selten beobachten wir auch, daß Depressive erst infolge ihrer Erkrankung sich intensiv mit Religion zu beschäftigen beginnen.

Pointierte Äußerungen wie die folgende belegen, daß der Verfasser (der übrigens seine Arbeit einer Pfarrerstochter widmet, der «ich viel mehr verdanke als nur Einblicke in die Eigenheiten eines streng protestantischen Familienlebens») nicht sine ira et studio Werturteile in sein Buch einbringt: «Die angefochtenen Gläubigen versinken in der Schwermut – als Opfer eines Glaubens, der einmal gepredigt worden ist, um die Menschen zu befreien, die meisten von ihnen aber nur von ihrem Ungenügen gegenüber nie erfüllbaren Forderungen überzeugt und sie in ihrer Verzweiflung allein läßt.»

Weit polemischere Töne schlägt der Verfasser gegenüber der modernen Psychiatrie an, deren tatsächliche Praxis ihm als Historiker allerdings völlig fremd zu sein scheint. In Wirklichkeit liegt dem heutigen Depressionsmodell eine ganzheitliche Betrachtungsweise zugrunde, die gleichermaßen biologische,

individuell-psychologische und soziale Faktoren berücksichtigt, und zwar sowohl hinsichtlich Diagnostik als auch bei der Therapie der «Seelennöte» unserer Mitmenschen.

Alfred Ruboff, Hinteregg

W. Peter Stephens

The Theology of Huldrych Zwingli

Oxford, Clarendon Press, 1986, XII + 348 S., £ 27.50

W.P. Stephens, mein früherer Kollege in Birmingham, legt hier die erste umfassende Darstellung der Theologie Zwinglis in englischer Sprache vor. Er stellt Zwingli dar auf Grund seiner eigenen Quellen und Voraussetzungen, erkennt seine Unabhängigkeit von Luther, diskutiert die Differenzen zu Luther, Erasmus und den Täufern, aber ebenso die Abhängigkeit vor allem von Augustin und den griechischen Kirchenvätern.

In einem ersten Kapitel wird der Kontext von Zwinglis Theologie diskutiert (Scholastik, Patriotismus, Humanismus und Erasmus, die Kirchenväter, die Anfänge der Reformation, die Täufer, Zwingli und Luther). Im zweiten Kapitel wird die Stellung der Schrift und vor allem Zwinglis Hermeneutik diskutiert. Im dritten Kapitel werden die Gotteserkenntnis, die Vorsehung und die Prädestination verhandelt. Die weiteren Kapitel: Christus, der Heilige Geist, der Mensch, das Heil, das Wort, die Sakramente, die Taufe, das Abendmahl, die Kirche «and the Ministry», der Staat.

Durch die verschiedenen Register (Zwinglistellen-Register, Bibelstellenregister, Personenregister, Sachregister, ausführliche Bibliographie) wird der Band zu einem handlichen Lexikon zur Theologie Zwinglis. Die theologische Rasanz Zwinglis, seine Bedeutung für heute, auch seine Strittigkeit (heute und damals) erscheinen merkwürdig blaß. Das heißt nicht, daß etwa Stephens nichts weiß von der speziellen Pneumatologie Zwinglis, seiner kritischen Haltung gewissen Finanztransaktionen gegenüber, seiner Einsicht, daß zur echten Prophetie die Kenntnis der biblischen Sprachen, vor allem des Hebräischen, gehört. All dies wird sauber und belegt dargestellt.

Was ich eben befürchte, ist, daß das Buch als «rein historisches» aufgenommen wird. Was ich meine, möchte ich an der Behandlung der Erwählungslehre zeigen. Stephens arbeitet sehr schön Zwinglis besondere Erwählungslehre, seine Betonung der Souveränität Gottes heraus: Wir wissen nicht, wer die Erwählten sind. Was wissen wir denn von dem Glauben, den Gottes Hand jedem von uns ins Herz geschrieben hat? Zudem, der Geist Gottes ist nicht auf diejenigen beschränkt, die explizit an Christus glauben (S. 99), ja Gott hat sich nicht einmal durch sein eigenes Wort in seinem Heilswillen beschränken lassen (S. 174).